Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 17 (1975)

Artikel: A Trun sut igl Ischi

Autor: Peer, Andri

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550265

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zum 150. Geburtstag des romanischen Dichters G. A. Huonder am 18. November 1974

A Trun sut igl Ischi

von Andri Peer

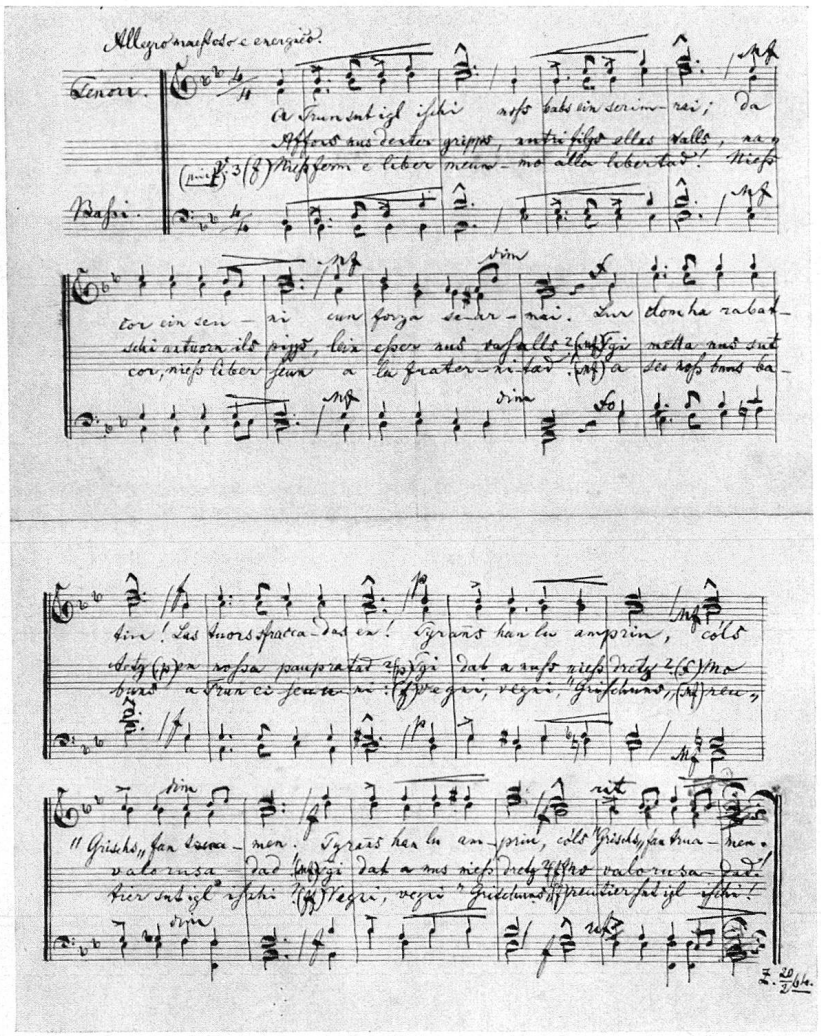
I.

Der Graue Bund

In keiner Anthologie der rätoromanischen Lyrik, an keinem Sängerfest der Rätoromanen fehlen die zwei Lieder, die weit über das Bündner Oberland hinaus, zumindest aber in den übrigen romanischsprachigen Gebieten unseres Landes zum vertrauten Bestand gehören: *La Ligia Grischa* (Der Graue Bund) und *Il Pur suveran* (Der freie Bauer). Es sind die einzigen ausgereiften poetischen Texte Gion Antoni Huonders, der vor hundertfünfzig Jahren geboren wurde; aber sie treffen auch heute noch, lange nach dem Verrauchen der vaterländischen Begeisterung, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so mächtig gewesen war, das Volk mitten ins Herz. Und dazu kommt, daß beide Gedichte mindestens einmal hervorragend für Männerchor gesetzt wurden: *A Trun sut igl Ischi* von keinem Geringerem als Ignaz Heim, der das Lied für das erste Auftreten des Männerchors «La Ligia Grischa» am Eidgenössischen Sängerfest von 1864 in Bern einrichtete, während *Il Pur suveran* vom Bündner Oberländer Sängervater Hans Erni erst zu Anfang dieses Jahrhunderts eine unübertroffene, vom starren Strophenlied abgewandelte Vertonung erfuhr.

Der Zusammenschluß der eidgenössischen Stände nach dem Sonderbundskrieg und die gute Aufnahme der ersten Bundesverfassung hinderten die Bündner nicht daran, auf die Geschichte ihrer eigenen ehrwürdigen Republik der Drei Bünde zurückzublicken und daraus für das neue patriotische Seinsgefühl Kraft zu schöpfen. So sind das Calvenfestspiel von Bühler/Luck (mit der schönen Musik Otto Barblans) vom Jahr 1899 zur Erinnerung an den Sieg der Bündner über die Armee Maximilians I. (1499) am Ausgang des Münstertals, so auch das Gedenken an die rätischen Bünde zu würdigen, wobei der Graue Bund durch die Einbeziehung der bäuerlichen Gemeinschaften, der adligen Herren und des Klerus einen geradezu modernen Aspekt bekam, einen gemeinschaftlich diplomatischen Geist, der in so verschieden gearteten Bundesgebieten wie dem Vorderrheintal, dem Hinterrhein mit Schams, Rheinwald, dazu dem Misox, sich glänzend bewährte.

Wenn Huonder in seinem hochgestimmten Lied von «gebrochenen Burgen» spricht, so dürfen wir weniger an die Bundesgründung denken — der Graue Bund, angeregt und beseelt vom politisch weitblickenden damaligen Disentiser Abt Peter von Pultaningen, wurde zu Trun im Jahr 1424 unter dem legendären Ahorn (romanisch *igl ischi)* geschworen — als an vorausgehende Wirren und vor allem an die Folgen, etwa an den Aufstand der Schamser gegen ihre Oberherren, die Grafen von Werdenberg-Sargans, die den Beitritt der Talschaft (wo sie Rechte besaßen) zum Grauen Bund rückläufig machen wollten, da man ihre Einwilligung nicht eingeholt hatte. Die aufgebrachten Schamser bezwangen die als Handstreich vorgetragene Strafexpedition unter Hans von Rechberg (es waren auch Bundesgenossen aus dem Rheinwald und Safien, aus



La Ligia Grischa, gesetzt für Männerchor von Ignaz Heim. Eigenhändige Niederschrift des Komponisten vom 2. Februar 1864. Titel und Angabe der Autoren fehlen, wahrscheinlich weil sie beim Fotokopieren nicht Platz fanden. Der von Ignaz Heim verwendete Text entspricht nicht überall der definitiven Fassung des Gedichts (s. die erste und die dritte Strophe). Offenbar hat Huonder das Bedürfnis empfunden, den Text nachträglich noch zu verbessern, was ihm gelungen ist.

dem Oberhalbstein und dem Engadin helfend eingetroffen), zerstörten das verhaßte Bärenburg und brachen die Domleschger Burgen der Grafen. Im 1452 fällten Gesandte der Stadt Chur, der Zehn Gerichte und der Glarner den Schiedsspruch. Die Grafen konnten ihre Besitzungen im Hinterrheingebiet behalten, mußten aber den Grauen Bund, den Gotteshausbund und ihre Untertanen als Bundesleute des Grauen Bundes anerkennen und versprechen, die gebrochenen Burgen nicht wieder aufzubauen. Hier, in der Episode des Schamser Kriegs und des Schwarzen Bunds, wurzelt wohl der Burgenhaß des «Bauern» Gion Antoni Huonder.

Das Gedicht, das die Rätoromanen fast nicht lesen können, ohne im Ohr die männlich kraftvolle Melodie Ignaz Heims mitzuhören -- diatonisch einfach und einprägsam, wie man sie sich für die noch nicht erfundene Landeshymne wünschen möchte, tönt im kernigen Romanisch der Surselva so:

La Ligia grischa

A Trun sut igl Ischi
Nos babs ein serimnai,
Da cor ein els uni,
Cun forza tuts armai.
Lur clom ha ramurau,
Las tuors sfraccadas en,
Tirans han empruau
Co'ls Grischs fan truament!

Affons nus denter greps,
Nutri fegls en las vals,
Naschi entuorn ils pézs —
Lein esser nus vasals?
Tgi metta nus sut tetg
En nossa paupradad,
Tgi dat a nus nies dretg?
Mo valerusadad.

Nies ferm e liber maun
Mo alla libertad!
Nies cor, nies liber saung
Alla fraternitad!
Gni sut gl'Ischi, Grischuns,
Nos babs lein honorar,
Da forza cun canzuns
La Ligia Grisch' alzar!

Eine Prosafassung soll die Verse dem Nichtromanen nahebringen.

Der Graue Bund

In Trun unter dem Ahorn,
Da versammelten sich unsere Väter.
Sie sind herzhaft vereint
Und alle mit Kraft bewaffnet.
Ihr Ruf hat widerhallt,
Die Burgen sind gebrochen,
Tyrannen haben erfahren,
Was es heißt, wenn Graubündner schwören.

Kinder sind wir in Felsgebirgen,
Söhne, ernährt in diesen Tälern,
Am Fuß steiler Berge geboren.
Wollen wir Vasallen sein?
Wer gibt uns ein Obdach
In all unserer Armut?
Wer sichert uns das angestammte Recht?
Nur die Tapferkeit.

Unsere starke und freie Hand
(diene) nur der Freiheit!
Unser Herz, unser freies Blut
Der Brüderlichkeit!
Tretet unter den Ahorn, ihr Bündner,
Laßt uns unsere Väter ehren
Und kraftvoll mit Liedern
Den Grauen Bund hochleben!

(Deutsch von Andri Peer)

Wir wählten eine möglichst getreue und deshalb vielleicht ungelenke Fassung; denn nur so kommen wir der dichterischen Emotion Huonders einigermaßen auf die Spur. Die erste Strophe ist die schönste, mit dem nachgestellten Prädikat in der zweiten Reihe und dem unerwarteten Präsens historicum in der dritten. Die Strophe schließt in stark rhetorischem Ton mit alternierenden Reimen wie die anderen Strophen: A B A B C D C D usw.

Die Weglassung des Verbs im Anfang der zweiten Strophe ist auch im Romanischen eher gewagt, mit diesen beiden initial gesetzten Partizipien, die in die rhetorische Frage ausmünden: «Wollen wir Vasallen sein?» (Suggerierte Antwort: nein!). Und nun taucht das Thema der Armut auf, das dem wirtschaftlich glücklosen Huonder begreiflicherweise unter die Haut ging: *paupradad* — PAUPERTAS, die Armut, die er nicht etwa abwertet, sondern, wie später im *Pur suveran,* als Vorzug wertet und hier in polare Spannung setzt zur *valerusadad* — Tapferkeit.

Die dritte Strophe ist ein Gelöbnis, merkwürdig stark angelehnt an die Gebote der französischen Revolution: *libertad, fraternitad.* Die Egalité kommt schon in der zweiten Strophe zum Zug: *lein esser nus vasals?* Und dann die Apotheose der *Ligia Grischa* mit dem Ahorn als Lebenssymbol und dem Ruf an die Bündner, sich zu sammeln, der Väter zu gedenken und sie in Liedern zu preisen.

Ein sehr schönes Thema für die damalige vaterländische Stimmung, muß man sagen; kein Wunder, daß dieses korrekt und kräftig vorgetragene Lied auf der Sängerbühne in Bern Beifallsstürme aufbrausen ließ.

Den *Ischi* als Sinnbild des Zusammenschlusses, als Zeichen des lebendigen Bundes, hatte Huonder schon in Gedichten gefeiert, die als Vorstufen zum bekannt gewordenen Lied zu betrachten sind, wobei freilich der schroffe Wechsel der Perspektive zu denken gibt. Im Gedicht *Igl Ischi* beklagt der Dichter das unaufhaltsame Sterben des alten Baumes und hofft, daß der letzte grüne Sproß (d. h. die Freiheit) weiterlebe. In Prosa übersetzt, lautet der Text etwa so:

Der Ahorn

Jahrhunderte sind vergangen, daß sich unter dem Ahorn unsere Ahnen versammelten und dort den Grauen Bund schlossen.

Der Ahorn grünte weiter; die Freiheit gedieh. Jetzt grünt dem Bauern nur noch ein Zweig, der aus dem alten Strunk herauswächst.

Und plötzlich kommt der Tod, unausweichliches Los wie für alles, das lebt. So nimm den Zweig vom Stamme weg, nimm weg den besten Sproß des Volks.

Laßt uns weinen unter dem Ahorn und dem Geopferten unsere Herzen weihen. Am Strunke laßt uns schwören, daß wir den Ahorn nie vergessen.

Hier bei diesem Baumstock laßt uns bleiben. Um ihn herum wollen wir uns scharen, und, getränkt von unseren Tränen, wird der Stock sich uns als neuer Zweig darbieten.

Nach dem recht empfindsamen, um nicht zu sagen weinerlichen Ton dieses Gedichtes (das Volk trauert viel intensiver und länger um Dinge, die es in fundamentaler Aperzeption mit großen Ereignissen oder Menschen vereinigt — man denke an den Kult mit der abgestorbenen Eiche Tassos in dessen letzter Raststätte auf Sant' Onofrio am Gianicolo in Rom) nimmt sich Huonder neuerdings des Ahorns an, diesmal in packendem Selbstgespräch, wobei schon einige Strophen des endgültigen Liedes anklingen:

Der Ahorn zu Truns

Geboren wurde ich in einer Einöde. Meine Wiege war aus Stein. Ein kleiner Engel unter dem offenen Himmel (war ich). Der Fels war mein Vater.

Doch die Mutter, das war die Freiheit. Von ihr wohlgenährt (eigentlich gestillt), erwies ich mich wahrhaft als starker Jüngling.

Und als ich zum starken, großen Mann ausgewachsen war, versammelten sich die Männer der Umgebung unter meinem Laub.

Sie streckten ihre Eidfinger zum Himmel und schworen, für die Freiheit ihr Blut dahinzugeben — da nahmen die Burgen Abschied (da war es um die Burgen geschehen).

Durch viele Jahrhunderte wachte ich und hörte Blitz und Donner. Wie viele Bündner grüßten mich, den alten Ahorn in Truns!

Als ehrwürdiger grauer Greis lege ich mich jetzt schlafen. Ich taufte euch als graue Puren; dafür ist euch das Leben kein zu hoher Preis.

Wie eine Weiterführung dieses Gedankens wirkt ein letztes Gedicht: *Il vegl Ischi* (Der alte Ahorn), wobei der Parallelismus mit Huonders wirtschaftlichem Ungemach vor allem am Schluß in die Augen fällt:

Der alte Ahorn

Ein armer Graubündner, komme ich zu euch, aus der Cadì heruntersteigend. Ich war der Bräutigam der Freiheit und hieß «Ahorn».

Viel tausend Jahre wachte ich über euch, hörte Blitz und Donner. Wie manche Bündner huldigten dem Ahorn zu Truns!

Jetzt bin ich arm und ohne Dach, oh, gewährt mir wenigstens einen Winkel, ein Obdach im Hause des Kantons!

Aus diesen verschiedenen Blickpunkten auf den Ahorn läßt sich das schwierige, unglückliche Leben des Gion Antoni Huonder schon ein wenig erraten. Im letzteren und dem vorangehenden Gedicht läßt der Dichter den Ahorn in der Ich-Person sprechen, wobei im letzteren die anthropomorphen Züge verstärkt erscheinen, indem der *ischi* nun aus der Cadì nach Chur herunter kommt. Die Klage der letzten Strophe ist ergreifend. Huonder identifiziert sich mit dem Ahorn und bittet um ein Obdach. Das Lied *La Ligia Grischa* hingegen stellt die Distanz zwischen Geschichte, Mensch und Baum wieder her. Die innere Erregung, die ihn mit dem Freiheitssymbol verbindet, ja verschmelzt, verrät sich weniger in den Aussagen als im pathetischen Ton (wir müssen wieder lernen, echtes Pathos anzunehmen) und in der Konzentration. *La Ligia Grischa* ist eine konzentrierte patriotische Rede, bei der die Leidenschaft des Verkündens immer wieder die Syntax sprengt. Es ginge aber nicht an, die erwähnten Texte und das im weiteren ausgelegte Lied «Der freie Bauer» nur stilkritisch zu werten, ohne auf das Leben G. A. Huonders Bezug zu nehmen. Das soll im Zusammenhang mit dem *Pur suveran* in einer weiteren Betrachtung geschehen.

II

Der freie Bauer

Gion Antoni Huonder wird als Bauernsohn am 18. November 1824 in Segnes bei Disentis geboren. Die Mutter stirbt früh. Er geht im Dorf zur Schule, dann in die Abteischule Disentis, wo die Familie nun Wohnsitz genommen hat. Dann folgen Schuljahre in St. Gallen, wo er sich in einem patriotischen Gedicht in deutscher Sprache als Dichter versucht: Arnold von Winkelried (1842), trotz der Klischees und der angelernten Ausdrucksformen ein Beispiel für seine beachtliche Beherrschung des Deutschen. Der begabte Huonder besteht die Matur und zieht, wie viele katholische

Photographie nach dem Bildnis, das der Künstler Rafael Ritzi, ein Freund der Familie, in den ersten Ilanzer Jahren (zwischen 1860 und 1865) von Huonder (und seiner Gattin) malte. Die originalen Ölgemälde sollen sich im Besitz der Nachkommen in Beckenried befinden.

Bündner der damaligen Zeit, zusammen mit seinen Freunden Nuth und Berther zu Studien nach München. Er widmet sich während sechs Semestern (1844—1847) vor allem der Philosophie und Jurisprudenz und den Sprachen unter den Professoren Görres und Lasaulx. Er trat in die schweizerische Studentenverbindung Helvetia Monacensis ein und wirkte an mehreren Anlässen eifrig mit, bis die Schweizer Studenten wegen ihrer Teilnahme an Kundgebungen anläßlich der Affäre König Ludwigs I. von Bayern und der Lola Montez des Landes verwiesen wurden.

Im Jahre des Sonderbundskrieges stirbt ihm der Vater, erst fünfzigjährig. Gion Antoni zieht mit Freunden zum Weiterstudium nach Paris, auch um sich im Französischen zu vervollkommnen, und gerät mitten in die Februarrevolution hinein, von der er als erzkonservativer Oberländer seiner Braut am 18. März 1848 nach Beckenried auf deutsch ausführlichen Bericht erstattet. Er hatte seine spätere Gattin Anna Amstad, Wirtstochter in Beckenried, anläßlich des Zentralfestes der Schweizer Studenten in Luzern kennengelernt und sich auf der Durchreise nach Paris im Januar 1848 mit ihr verlobt. Die erregende Teilnahme an den Ereignissen ist in seinem Briefe noch erregend nachfühlbar.

Wahrscheinlich hätten die Seinen im Oberland es lieber gesehen, wenn Gion Antoni eine Sursilvanerin gefreit und nach seinen, freilich abgebrochenen, Studien im Tal politische Karriere gemacht hätte. Es heißt aber die Persönlichkeitsstruktur des empfindsamen, ein wenig weltfremden Huonder verkennen, wenn man die Schuld für sein Versagen als Versorger der Familie zum Großteil auf die «fremde» Ehegefährtin schiebt. Im Gegenteil, die lebensgeschichtlichen Fakten beweisen, daß sie als eine «femme soumise» im besten Sinn dem Gatten überallhin folgte und ihm in der Führung der Familie durch viele Rückschläge und Enttäuschungen (sie verlor drei Kinder kurz nach der Geburt) tapfer beistand. Ja, nach seinem unerwartet frühen Ableben nahm sie die Zügel der Haushaltung fest in die Hand, zog, gut beraten von Huonders Jugendfreund, Professor Gieri Nuth, zwei Jahre nach dem Tod des Gatten mit ihren drei unmündigen Kindern nach Beckenried zurück und betrieb dort mit Erfolg das Restaurant «Adler» mit Veltliner Locanda. Ihre Kinder hatten eine Neigung zum geistlichen Stand: Hedwig (*1855) wurde Ordensschwester zu Riedenburg bei Bregenz und Lehrerin in Wien; Maria (*1857) verheiratete sich nach ihrer Ausbildung in Klosterschulen mit Eduard Amstad in Beckenried; Toni (*1858) besuchte die Klosterschulen von Disentis, Engelberg und Feldkirch und beendete sein Noviziat mit humanistischen Studien in Holland, hielt sich in Buffalo (USA) auf, studierte Theologie in Litton Hall (England) und wurde 1888 zum Priester geweiht. Als Jesuitenpater war er in der Mission tätig und bereiste Belgien, Frankreich, Dänemark, Schweden und Italien. Er hinterließ viele Schriften zur Missionsgeschichte und Missionskunde.

Aber kehren wir zu G. A. Huonder selber zurück. Nach dem Pariser Aufenthalt finden wird ihn als Angestellten der Hofkellerei Chur und als Redaktor der konservativen Zeitung

«Il Romontsch» und, nach deren Eingehen, im selben Jahr 1848 des kurzlebigen Blattes «Alpensohn», dann ab 1848 des *«Amitg dil pievel»* (Volksfreund). Er denkt daran, nach Amerika auszuwandern, verheiratet sich aber doch 1849 mit Anna Amstad. Sie übernehmen das Hotel «Zum Tellen» in Altdorf, wo zum frühen Verlust der ersten drei Kinder wirtschaftliche Schwierigkeiten eintreten: es kommt zum Konkurs. Seine Geschwister und Beckenrieder Verwandten helfen ihm, so gut es geht, aus der Misere. Anna bleibt in Bekkenried, Gion Antoni zieht zu seinem Bruder Tumasch nach Rueras und übernimmt darauf in Kommission eine Braustube im Churer Welschdörfli. Die Frau kommt nach, dann ziehen sie nach Ilanz, wo Huonder das Hotel «Oberalp» pachtet. Hier entsteht das Lied *«La Ligia Grischa»* und wird vom gleichnamigen, eben gegründeten Männerchor, der heute noch auf festen Beinen steht, eingeübt und am Sängerfest in Bern mit Bravour vorgetragen.

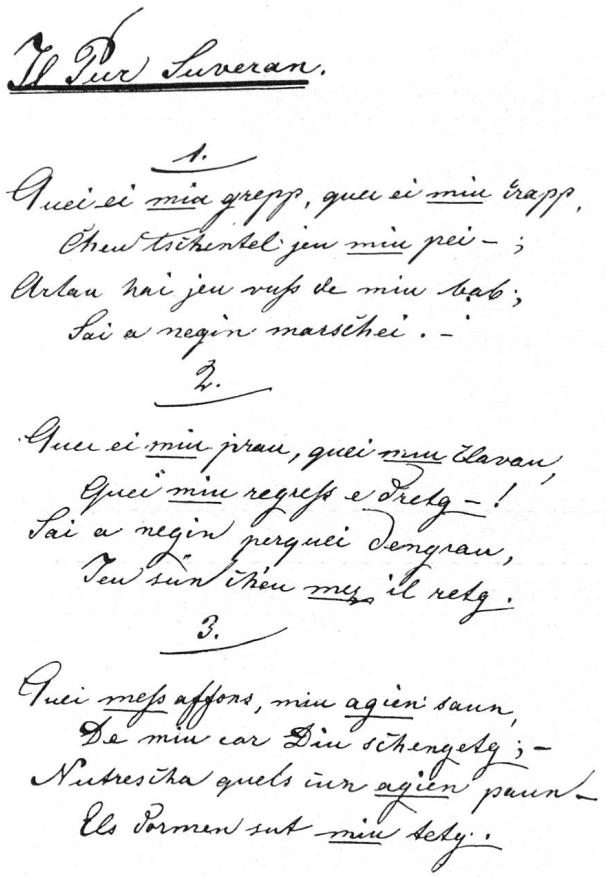
In Ilanz läßt sich der Gastbetrieb gut an. Huonder unterhält neben dem Hotel auch eine Fuhrhalterei, interessiert sich aber mehr für seine kleine Berglandwirtschaft als fürs Gastgewerbe. Auf seinen vielen Streifzügen, schon im Vorgefühl des neuen wirtschaftlichen Rückschlags, — und dieses mit poetischen Mitteln kompensierend — schreibt er die beiden Fassungen des *Pur suveran* nieder. Die Mißwirtschift des Hotels Oberalp endet 1864 mit einer Abfindung; die Frau zieht mit den drei Kindern wieder nach Beckenried; der Mann sucht sich eine Stelle. Er findet Arbeit bei einem Churer Weinhändler und läßt sich vom Bündner Erziehungsdepartement, nicht ohne seine Sängerbeziehungen spielen zu lassen, aus 29 Anwärtern zum Pedell der Kantonsschule Chur wählen, und dies provisorisch auf ein Jahr. Der Lohn für Abwartsstelle und Aufsicht im Konvikt, für Schuheputzen und Heizen beträgt Fr. 1000.— im Jahr. So amtet der Sänger der *Ligia Grischa* nun mit Besen und Ofengabel. Wenigstens findet er ein gutes Verhältnis zu den Schülern und hilft ihnen bei den Aufgaben in Latein und Deutsch. Aber auch hier genügt er nicht; bald heizt er zu stark oder zu wenig, bald vergißt er am Abend das Gaslicht auszulöschen. Er wird entlassen.

Über seine letzten Lebensjahre sind wir im Unklaren. Ein bescheidenes Pöstchen bei der Rhätischen Bahn mag seine letzte Beschäftigung gewesen sein. Im Jahre 1866 ist die ganze Familie wieder in Chur vereinigt. Aber, enttäuscht von seinen beruflichen Mißerfolgen, geschwächt und entnervt vom ständigen Herumziehen, stirbt Huonder am 18. März 1867 im Alter von 42einhalb Jahren.

Dieser Gegensatz zwischen dem Leben und dem Nachwirken — die Bündner Oberländer nennen ihn stolz *«nies poet nazional»* — gibt zu schaffen. Er erklärt aber auch vieles in der schmalen und doch so gehaltvollen dichterischen Leistung, die das Volk als einen ihrer kostbaren Schätze hütet.

Neben dem Bundeslied *La Ligia Grischa* ist der surselvische Dichter nur noch in seinem auch von Nichtromanen gerühmten Freiheitslied *Il Pur suveran* (Der freie Bauer) lebendig geblieben. Der große Caspar Decurtins zollt ihm in seiner Biographie und in Gröbers Grundriß der romanischen Philologie hohes Lob, indem er sagt, Huonder habe es wie kein anderer verstanden, Wesen und Empfinden der Volksseele formvollendet auszudrücken und sei deshalb ein großer Dichter, «der bedeutendste Dichter (er meint Lyriker) des Oberlandes und der Rätoromanen überhaupt», eine Wertung, die uns, wenngleich um die Jahrhundertwende ausgesprochen, gegenüber G. H. Muoth und Peider Lansel ungerecht erscheint. Überhaupt ist es irritierend, einen so erhabenen dichterischen Geist im praktischen Leben versagen zu sehen, aber nur Toleranz und Ehrfurcht führen uns über diesen Widerspruch hinweg, da wir ahnen, wie sich hier eine schwache Physis zu großen, einsamen Leistungen aufschwang.

Der schriftstellernde Trunser Arzt Giachen Michel Nay hat ihm 1888 in einem Gedicht gehuldigt, und jedes Gesangsfest der Rätoromanen läßt uns wieder begreifen, wie einzigartig Huonders Freiheitslied dasteht, auch wenn wir den Gang der rätoromanischen Bewegung bis in unsere Tage verfolgen. Es bildet einen



Il Pur Suveran.

1.

Quei ei miu grepp, quei ei miu crapp,
Cheu tschentel jeu miu pei – ;
Artau hai jeu vus da miu bab;
Sai a negin marschei. –

2.

Quei ei miu prau, quei miu clavau,
Quei miu regress e dretg – !
Sai a negin perquei d'engrau,
Jeu sun cheu mez il retg.

3.

Quei mes affons, miu agien saun,
De miu car Diu schenghetg ; –
Nutreschel quels cun agien paun –
Els dormen sut miu tetg.

Faksimile der eigenhändigen Reinschrift Huonders der ersten drei Strophen des *Pur suveran* (etwas verkleinert).

Höhepunkt jeder Anthologie, von Robert Faesis «Anthologia Helvetica» bis zu der von Peider Lansel herausgegebenen «*Musa Rumantscha*» (1950); hier der originale Text:

Il pur suveran

Quei ei miu grep, quei ei miu crap,
cheu tschentel jeu miu pei;
artau hai jeu vus da miu bab,
sai a negin marschei.

Quei ei miu prau, quei miu clavau,
quei miu regress e dretg;
sai a negin perquei d'engrau,
jeu sun cheu mez il retg.

Quei mes affons, miu agen saung,
de miu car Diu schenghetg;
nutreschel els cun agen paun,
els dorman sut miu tetg.

O libra, libra paupradad,
artada de mes vegls;
defender vi cun tafradad
sco poppa de mes egls!

Gie libers sundel jeu naschius,
ruasseivels vi durmir,
e libers sundel si carschius
e libers vi murir!

Als möglichst sinngetreue Übertragung entstand nach mehreren Versuchen die folgende:

Der freie Bauer

Das ist mein Fels, das ist mein Stein.
Drauf setze ich meinen Fuß.
Ich hab's geerbt von meinem Vater,
und keinem schulde ich Dank.

Das ist meine Wiese und mein Stall;
das ist mein Grund und Recht,
und niemand soll es mir verargen,
daß ich hier König bin.

Das meine Kinder, mein eigen Blut,
der Herrgott gab sie mir.
Ich ziehe sie auf mit meinem Brot,
sie schlafen unter meinem Dach.

Oh freie, freie Armut du,
geerbt von meinen Ahnen,
dich will ich tapfer hüten
wie meinen Augapfel.

Denn frei bin ich geboren worden,
und ruhig will ich schlafen.
Und frei bin ich aufgewachsen,
und frei will ich sterben.

(Deutsch von Andri Peer)

Der Dichter läßt den Bergbauern in der Ichperson reden, oder es spricht vielmehr der glücklose Hotelier aus ihm, voll bitterer Sehnsucht nach dem einfachen Leben. Schon in den ersten Reihen wird das Grundgesetz des Besitzens, des Umgreifens manifest, mit jener Gebärde des Fußaufsetzens, die zugleich ein archetypisches Besitzergreifen des umschlossenen Bezirkes ist: Lobpreisung des Überblickbaren, der Sippe, des rechtschaffen erworbenen und schutzbedürftigen Erbes.

Zwar deuten die einsilbigen, hier in chthonischem Sinn verwendeten, hart schließenden Hauptwörter *grep* und *crap* eher auf ein ärmliches Anwesen; aber das macht das Selbstbekenntnis des freien Bauern nur noch glaubhafter. Überlieferung und Erbe werden im Gedicht also nicht als Fesseln verstanden, wie

in neueren Gesellschaftstheorien, sondern als befreiende Kräfte: durch sie erst wird der Mann unabhängig — *suveran. Sai a negin marschei* behauptet er stolz.

Von der weiten Gebirgslandschaft mit Fels und Stein konzentriert sich der Blick nun auf die Wiese mit dem Heustadel, auf das engere Besitztum also, für welches der Bauer Recht und Gemarkung geltend macht. Wir sollen es ihm bitte nicht übelnehmen, daß er sich hier als König fühlt.

Noch tiefer, unentrinnbar, gehören ihm die Kinder an, *mes affons*, sein «eigen Blut», wobei das obstinate *miu* der ersten drei Strophen (der Dichter hat dieses Wort in der handschriftlichen Reinfassung des Gedichts sogar unterstrichen) eine Weitung in die Mehrzahl erfährt. Das Thema der Kinder leitet ganz natürlich über zu den Zeilen: «Ich nähre sie mit meinem selbstgemachten Brot / Sie schlafen unter meinem Dach.» Und wenn er das Erbe an Boden und Gebäuden den Ahnen verdankt, so weiß er auch, daß die Kinder nur ein Geschenk Gottes sein können. Die Wiederholung des *agen,* das in der dritten Strophe mit dem *miu* alterniert, verrät, wie sehr ihm diese Aufgabe des Ernährens Kraft schenkt und dergestalt, bei aller Armut, Freiheit bedeutet.

Nun folgt ein Einschnitt im Ablauf des Gedichtes, mit einer neuen, allgemeiner gehaltenen Anrufung an die Freiheit, an die «freie Armut» nämlich, die Huonder wohl als eine Freiheit in (oder trotz) der Armut verstanden wissen will. Wie Gut und Boden hat er diese *libertad,* die er, überraschend genug, als *libra paupradad* stiftet, als Erbe der Ahnen angetreten, und daraus erwächst ihm die willig bejahte Pflicht, diese «freie Armut» zu verteidigen und zu schützen «wie seinen Augapfel», das kostbare und so verletzliche Organ. Und das wird in der letzten, fast liturgisch tönenden Strophe noch vertieft, indem er den Grundton der LIBERTAS dreimal mit dem Eigenschaftswort *libers* in seinen Obertönen mitklingen läßt, wobei sein innerer Blick in existentieller Raffung die Hauptmomente seines Lebenslaufs (und damit das seiner Schicksalsgenossen) mit einbezieht: «frei geboren, frei aufgewachsen und als ein freier Mann sterben wollen».

Im Vergleich zum Gedicht *«La Ligia Grischa»* leistet er sich hier weniger syntaktische Kühnheiten; dafür wendet er die Wiederholung unbeirrbar als Stilmittel an und bedient sich wie anderswo einer einfachen alternierenden Folge männlicher Reime: A B A B / C D C D / usw.

Auffallend ist, wie bei *La Ligia Grischa,* in dieser patriarchalischen Grundstimmung von Huonders Gedichten, das Fehlen der Frau. Ja, das entschiedene Bekenntnis zur schicksalshaften, heilig aufgetragenen Verbindung von Haus und Grund, mit dem Werden der Geschlechter, könnte bei oberflächlichen Lesern den Verdacht aufkommen lassen, es handle sich da um Blut- und Boden-Inbrunst «avant la lettre». Von diesem Verdacht müssen wir den sensiblen, nur im Gedicht — nicht im Leben — markig auftretenden Huonder freisprechen. Denn der Hauptakzent fällt ja bei ihm auf die Verantwortung für das überkommene Gut, die zum Seinsgefühl gerade des Bergbauern gehört, der sein Land gegen die Unbill der Witterung und gegen allerhand Naturereignisse verteidigen muß: Lawinen, Rüfen, Wildfraß. Es ist aber nirgends davon die Rede, daß die Bergbauern eine bessere Rasse wären. Und übrigens stellt der Dichter nicht menschliches Verdienst in den Vordergrund, sondern nennt Gott als den Schenkenden. So eignet dem Gedicht, wie überzeugt es auch die erlebte und gebändigte Natur als notwendige Tat des Menschen feiern mag, ein entschieden christlicher Grundzug.

Wie konnte man's anders erwarten — auch der *Pur suveran* hat eine Vorstufe, ein längeres Gedicht desselben Titels, das aber in seiner gegenwartsbezogenen Gesellschaftskritik keineswegs an die starke Aussage des oben angeführten Textes herankommt. Es lautet folgendermaßen:

Da bin und stehe ich ruhig, / arbeite und tue das Meinige. / Denke nicht nach links und rechts, / ich lebe von meiner Habe.
Ich regle bescheiden mein Tun und Lassen. / Ich arbeite gern und getreulich, ob's dunkel ist oder hell. Am besten wäre es, zu schweigen / und seine Wiese

zu bebauen, / jedem das Seinige zu lassen / und keinem Huldigungen zu schuldigen.
Ich kümmere mich wenig um euch Große, / die ihr auf dem Thron geboren und genährt ward. / Ich ernähre nur die eigenen Kinder / und bekleide sie mit hausgewobenem Tuch.
Ich kümmere mich wenig um den Betrieb / der Spekulanten auf unserer Welt. / Nach meinem bäuerlichen Begriff / ist halt die ganze Welt rund.
Es geht nicht an, ständig den Bauern / zu bedrücken und zu demütigen, / dem Himmel fromme Eide zu schwören / und dann Schrecken zu verbreiten.
Entsende ich nicht von meinem Tal, / so klar und heiter, / als Freien, nicht als Vasallen, / zu euch den Rhein hinunter?
Und sind meine Wälder erst abgeholzt, / so wachsen meiner Faust, / um einige von euch ohnmächtig zu schlagen, / Vogelbeerbaum und Birke.
So hört denn nur, ihr großen Herren / aus diesem, aus jenen Tälern: / Es wachsen noch immer Bauern / mit Armen, Fäusten, Keulen.

Gewiß, der eben angeführte Text wirkt viel weniger geschlossen als die beiden in die Überlieferung eingegangenen «großen» Gedichte des Gion Antoni Huonder: *La Ligia Grischa* und *Il pur suveran,* von denen er zwar einige Themen angeht. Der Dichter klebt noch zu sehr am enttäuschenden Alltag und an seinen wirtschaftlichen Sorgen, ja, er läßt sich zu massiven Drohungen hinreißen. Er beschuldigt die «Großen», den Bergbauern in seiner Existenz zu bedrohen, ihm den Boden unter den Füßen wegzuzerren; das ist zu summarisch geurteilt, zu sehr auf die Zustände im Spätmittelalter zugeschnitten. Der Bergbauer kann sich gegen fremden Übergriff wohl nachdrücklicher seine Eigenständigkeit behaupten, indem er mit seinen Mitbürgern eine gesunde Gemeindepolitik betreibt, als wenn er mit Gabeln und Keulen droht. Es zeugt aber für Huonders selbstkritische Haltung als Dichter, daß er nach dieser emotionalen Auslegeordnung zu einem viel ergreifenderen Bekenntnis des Bergbauern ausholte, umsomehr als er ja die agonalen Elemente Bauer-Junker schon in seinem Bundeslied *La Ligia Grischa* überzeugend unterbrachte.

Huonders *Il pur suveran* fand viele Bewunderer, und zwar nicht nur bei den Rätoromanen. So entstanden auch etliche Übersetzungen, mehr als wahrscheinlich für irgend ein anderes rätoromanisches Gedicht. In der Zeit des unverdächtigten patriotischen Hochgefühls am Ende des letzten Jahrhunderts und in der Welle der eidgenössischen Sympathie, die den Rätoromanen im Vorfeld der Volksabstimmung über die Anerkennung des Rätoromanischen als vierte Landessprache (die am 18. Februar 1938 mit überwältigendem Mehr ausfiel) entgegenschlug, ging eine ganze Reihe von Übersetzungen in deutscher und französischer Sprache hervor, von denen wir einige anführen möchten, weil sie von bedeutenden Persönlichkeiten unseres Landes stammen. Von Ulrich Dürrenmatt, dem Großvater Peters und Friedrichs Dürrenmatt (gest. 1908), dem jüngsten Sohn unter zehn Kindern, die die Mutter alle durchbrachte, Sekundarlehrer in Delsberg, radikaler Staatspädagoge, Lehrer in Thun und vehementer Polemiker (Parodien), Redaktor an der Berner Volkszeitung und Nationalrat, stammt diese ergreifende Fassung des *Pur suveran:*

Romanisches Bauernlied

Dies ist mein eigner Grat und Stein,
Auf meinem Boden weilt mein Fuß;
Stolz daß ich's nur dem Vater mein
Und niemand anderm danken muß.

Mein Stadel und die Weide dran —
Da ist mein Recht, da ist mein Reich;
Bin keinem Menschen untertan
Und wohne einem König gleich.

Die Kinderschar, mein Fleisch und Blut,
Der Herrgott hat sie mir geschenkt;
Mein Brot ernährt sie und sie wohnt
In meiner Hütte ungekränkt.

O Freiheit und Genügsamkeit,
Ihr seid mein Ahnenteil, und gern
Will tapfer ich zu jeder Zeit
Euch schützen wie den Augenstern.

Ich bin ein freigeborner Mann,
Ich schlafe abends ruhig ein;
Zur Freiheit wuchs ein Kind heran,
Frei wird der Mann im Tode sein.

Wir besitzen ebenso schöne, leicht interpretierende Fassungen des *Pur suveran* durch Pater Maurus Carnot, durch den unvergessenen Bündner Seminardirektor Martin Schmid und andere, dazu eine zürichdeutsche Übertragung von Lansels Schwiegersohn Edgar Piguet, Professor an der Töchterschule Zürich und begeisterter Verfechter der romanischen Sache in Wort und Schrift:

De frei Pur

Das isch min Fels, das isch min Stei,
Druf stan i ohni Wank,
Vom Vater gerbt, vo Schulde frei,

Drum säg i au käm Dank.
Da isch mi Matte, da min Stall,
Da isch min Bsitz, mis Guet,
Da bin i König überall
Und zieh vor käm de Huet.

Das mini Chind, mis eige Bluet,
Es Gschenk vom liebe Gott,
Im eigne Hus, da schlafets guet,
Si ässed 's eige Brot.

O Freiheit, Freiheit, arm und stolz,
Wie händ di d'Vätere gehrt;
Wänns gilt, bin i vom glyche Holz
Und weiß, wie me sich wehrt.

Ja, frei wien i uf d'Wält cho bi,
Wott i im Fride rueh;
Und frei, wien i im Läbe gsi,
Gahn i zer letschte Rueh.

(Orthographie des Verfassers)

Gonzague de Reynold, über Jahrzehnte der Great old Man der französischschweizerischen Literatur und persönlicher Freund Peider Lansels, behauptete in der von ihm herausgegebenen «Semaine Littéraire» (1913), vorin er unter dem Titel *»La Suisse rhétoromane»* eine vorzügliche Darstellung der rätoromanischen Literatur und eine natürlich sehr positive Stellungnahme zur Stärkung der Quarta lingua abdrucken ließ, es handle sich beim Gedicht G. A. Huonders «peut-être (um) *les vers les plus suisses que nous connaissions*». Von einem Kuraufenthalt im Val Sinestra sandte er im August 1937 Peider Lansel eine relativ freie Fassung «d'après Antoine Huonder», die durch die Reynold'sche Tongebung besticht und, bei manchen Lizenzen der Nachdichtung, durch die Würde und Feierlichkeit beeindruckt, die der große Freiburger Homme de lettres ausdruckssicher ins Französische hinüberrettet:

Le paysan souverain

Voici mon roc, voici ma terre:
j'en suis le seul maître ici-bas,
car je les tiens francs de mon père
et j'ajoute ma trace à celle de ses pas.

Voici mon bien, mon héritage:
entre ses bornes je suis roi,
puisqu'à nul je n'en dois l'hommage
et qu'au fonds du passé s'enracine mon droit.

Voici ma fontaine, ma grange
et la demeure où je suis né;
et c'est mon pain que mes fils mangent,
fait du seigle qu'en août nous avons moissonné.

Mes fils, à leur père semblables,
grâce du Père Tout-Puissant,
j'ai vu croître comme un érable
cette postérité dont la sève est mon sang.

Rocher stérile et dure terre,
maison pauvre où noir est le pain;
notre richesse héréditaire,
c'est notre liberté, paysans souverains.

Sur mon toit la nuit est sereine,
je puis dans sa paix m'endormir;
j'ai fait ma tâche et pris ma peine,
libre j'aurai vécu, libre je veux mourir.

Heute hört man freilich *Il pur suveran* häufiger als Lied gesungen im volksnahen Satz für Männerchor von Hans Erni (1908) denn als Gedicht vorgetragen. So oder so bleibt «Der freie Bauer» ein Sprachdenkmal, geschaffen von einem im praktischen Leben glücklosen Mann, ein Text jedoch, der, wie wenig andere, eine ehrwürdige Stufe bündnerischen Daseins mit lapidarer Größe festhält.

Literaturhinweise:

Nies Tschespet (quart cudischet): Poesias e prosa da Gion Antoni Huonder. Ediziun procurada da Gion Cahannes, Mustér (Disentis), 1924 (wichtigste Quelle).

Caspar Decurtins in: Gröbers Grundriß der romanischen Philosophie, II. Band, 3. Abt., Straßburg 1901, S. 257.

Gonzague de Reynold in: La Suisse rhétoromane, extrait de la *Semaine littéraire* vom 13., 20. und 27. September 1913, Genf (36 Seiten).

Alfons Maissen in: RADIOSCOLA, Cuera 1967, ann. XII, 1. cud. über *G. A. Huonder, nies poet nazional,* und im 2. cud. desselben Jahres über den Komponisten des Liedes *Il pur suveran,* Sängervater Hans Erni aus Trin.

Schweizer Mittelpresse, Bern, vom 11. Februar 1938. Freie Übertragung von *Ulrich Dürrenmatt.*

Edgar Piguet: Dialektfassung in Zürichdeutsch des «Pur suveran», im Manuskript.